

Das diamantene Antwerpen.

Von Salomon Dembiger.\*)

Vor etwa 30 Jahren verirrte sich ein Krakauer Jude auf seinem verschlungenen Lebenspfade nach Antwerpen. Damals lebten nur wenige Juden in Antwerpen. Ausgerüstet mit starken Instinkten für soziale Dinge wie die jüdischen Juden fast immer, fühlte er, daß hier ein Feld für neue Daseinsbedingungen vorhanden war. Er fing an, mit Diamanten zu handeln, mit jenen Steinen, die den Inbegriff aller Kostbarkeiten bilden. Bald darauf holte er sich seine Geschwister und alle Verwandten von ihm und seiner Frau aus der alten Heimat. Und jetzt, 30 Jahre später, besitzt die große Hafenstadt Belgiens etwa 30 000 Juden. Achtzig Prozent von ihnen stammen aus Krakau. Die meisten lieben nur traurige Erinnerungen in ihrer alten Heimat zurück, denn sie lebten in Galizien in sehr dürftigen Verhältnissen. Aber jetzt würde man diese ehemals so dürftigen Existenzen kaum noch erkennen. Die äußere Verwandlung war eine geradezu gewaltige. Vom Kopf bis zum Fuß waren sie andere Menschen geworden. Man braucht nur an einem Samstagnachmittag in der „Kaiserlei“ spazieren zu gehen, in jener wunderschönen Hauptstraße, wo die Lebenswelt sich bewegte. Da erblickte man ganz andere Scharf und Rebellas als in Galizien. In modernen, teuren Kleidern, mit goldenen Ketten und Diamantenschmuck beladen, die häufig große Werte darstellten, geschminkt und gepudert, so daß die Büge fast ganz verschwommen waren, wanderten sie umher. Erinnerst du dich noch der Frau des Mag Stiewefeld, wie sie ehemals ausgesehen hat? Heute würde ganz Krakau ihren Staat kaum bezahlen.

Und täglich frömten neue, frische Juden aus Galizien hinzu. Da besuchte ein Bruder seine reiche Schwester, die ihn nicht gerade liebenswürdig empfing. Da lief ein armer, alter Mann seinem reichgewordenen Sohne nach und bettelte um einige Frank, manchmal ganz vergebens.

Wenn man vom Hauptbahnhof kam, erblickte man in der gegenüberliegenden Straße Hunderte von Menschen im Kreise versammelt, mit lebhaften Gesten redend und schreiend, mit Klappen in der Hand, hin und her laufend, wie auf einer Messe. Das war die „Belfanstraße“. Dort befanden sich die kleinen Diamantenhändler, der „Klub“ und die „Börse“; die Leute vor den Kneipen waren Agenten und kleine Händler, die zu dem Heiligum, dem Klub oder der Börse, noch nicht zugelassen waren. Zum Klub oder Börse hatten nur die älteren und bedeutenden organisierten Diamantenhändler Einlaß; es vergingen Jahre, und es kostete viel Geld und Protektion, bis man das Glück erreichte, in diese Gilde aufgenommen zu werden. — Vorläufig begnügten sich die kleinen Händler mit den Kneipen in der langen Gasse. . . . Jeden Vormittag kamen sie dort zusammen, kauften und verkauften, sie schworen die heiligsten Eide und gaben fünfmal ihr Ehrenwort — um einander doch nicht zu glauben. Jeder war mißtrauisch gegen den anderen und fürchtete, daß der andere ihn übervorteilen wollte. Und manchmal dauerte es lange, bis man sich endlich ein Geschäft abschließen konnte. So ging es am Vormittag zu.

Nachmittags waren die Kneipen und der Klub mit Diamantenhändlern überfüllt. Am Nachmittag wurde nicht gehandelt. So mancher kam, um Politik zu machen. Dort stand ein großer, schlanker Mann mit einer Zeitung und las mit großer Aufmerksamkeit einige Nachrichten vor. Es bildete sich bald ein kleiner Kreis um ihn, und man diskutierten über die politische Lage. Manchmal entwarf man auch die Landkarte des zukünftigen Europas und verteilte mit großer Rawität die Länder der Welt. . . . Mancher kam einfach, um sich zu zerstreuen. Die meisten Händler aber sahen bis zum Abend und spielten Karten. Da waren jung und alt vertreten. Einige mit Schmerzbau und schwerer goldener Kette, ein Zeichen behäbigen Philistertums, andere, die noch nicht im Wohlstand schwammen, boten einen dürftigen Anblick. Die meisten waren ziemlich unmissend und in Kulturdingen von einer seltenen Naivität. Sie sahen da und tranken Tee, spielten Karten, machten allerlei Witze und lachten mit einem hohen, etwas protzigem Gelächter, das sehr unangenehm berührte. . . .

Hier und da ging ein flämisches Mädchen an der Kneipe vorbei und klopfte am Schaufenster, bald darauf verschwand einer aus der Gesellschaft. . . .

Jeder junge Mann hatte hier sein flämisches Mädchen, die „Masle“, und selbst die Vertreter der älteren Generation standen dem „Ewig-Weiblichen“ nicht fremd gegenüber. Und Antwerpen besaß viele schöne Mädchen. . . . Beim Kartenspiel begegneten sich

\*) Der Autor, ein junger Galizier, hat das Leben seiner jüdischen Stammesgenossen daheim und in der Fremde in verschiedenen Gedichtsammlungen sowie in einem Skizzenbande geschildert (Aus engen Gassen), der aus dem Jiddischen von Stefania Goldenring übersetzt wurde.

verstoßen die Augen der Alten mit denen der Jungen, und sie lachten einander an und verstanden einander. . . .

An manchem Nachmittage konnte man draußen vor den Schaufenstern der Kneipen magere, bleiche, arm und dürftig gekleidete Jünglinge beobachten, die mit neidischen Blicken zu den Leuten hinschauten, die an den Tischen saßen und spielten. Unter diesen war so mancher mit ihnen nahe verwandt. Da gab es reiche Kaufleute, die mit Diamanten handelten, während sie, die jüdischen erst aus Galizien angekommen waren, noch von den Broden des Lebens existierten und auf eine bessere Zukunft warteten. . . . Der eine kam mit einigen Franken in der Tasche, die nun bald verzehrt waren; nun wartete er und wußte eigentlich nicht auf was. . . . Der andere kam zu seinem Vetter, in der Hoffnung, daß er ihn zu einem Diamantenschleifer ausbilden würde, und der dritte wartete auf Arbeit.

Diese Jünglinge wohnten vorläufig noch in der „Levivistraat“, dieser Straße des Glends und Schmutzes, im Ghetto Antwerpens, wo zehn Familien in einem engen Hause beieinandergepfercht waren. Und gerade in diesem Antwerpen, wo nach alter Landeskost jede Familie ihr eigenes Haus bewohnte, schmutzige Kinder, barfuß und zerrissen, tummelten sich auf der Straße und spielten den ganzen Tag im Rinnelein. Arme Juden standen mit einem kleinen Handwagen bereit, um Lasten zu führen und etwas zu verdienen, genau wie in Krakau. . . . Flämische Bauernweiber brachten ihre Produkte auf den Markt und boten Kartoffeln, Gemüse und Früchte zum Kauf an, und einige jüdische Frauen sellschten mit ihnen.

Alle Einwohner der Levivistraat hatten welke Gesichter, verlassene und eingefallene Augen. In gebückter Stellung, den Kopf über die Brust gesenkt, gingen sie umher, voll verhaltenem Haß gegen ihre rasch reichgewordenen Verwandten oder Landsleute, die in den vornehmen Straßen wohnten und ein Leben voll Luxus und Genuß führten, sich ihrer armen Verwandten schämten und für sie nichts taten. Diese schnell reichgewordenen Existenzen hielten viele Dienstboten, folgerten im Auto herum und hatten ganz vergessen, daß sie noch vor kurzer Zeit in der galizischen Heimat oder in der Levivistraat gelebt hatten.

O, Levivistraat, du arme Gasse, alle, die jetzt reich sind, waren einst deine Bewohner, und alle, die dich jetzt bevölkern, werden wohl früher oder später nach schöneren Straßen ziehen, um wieder anderen Platz zu machen.

(Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Bizets „Carmen“ im Deutschen Opernhaus.

Anlässlich ihrer Uraufführung in Paris (März 1875) fand „Carmen“, das reißende und letzte Werk Georges Bizets eine Aufnahme, die eher einem Durchfall gleich erachtet werden könnte. Wenige Monate danach starb Bizet, ihm war es also nicht mehr vergönnt, den von Deutschland ausgehenden Siegeslauf dieser Schmutzler, Zigeuner- und Stierkampfer zu verfolgen. Sie wirkt auch noch heute hinreichend kraft ihrer Melodik und des ungeheuren Temperaments — wie am ersten Tage. Daher wird die „Carmen“ nicht vom Spielplan der Opernbühnen verschwinden — obgleich die Jetztzeit längst über romanische Zigeunermomente hinausgewachsen ist.

Run hat Direktor Hartmann dem Werke eine durchgreifende Wiederherstellung bereitet. Sie bezieht sich sowohl auf die Revision des Textes als der Musik und szenischen Einrichtung. Man kann im allgemeinen damit einverstanden sein; denn auch an der „Carmen“ haben sich viele Bühnenleiter arg veründigt. Die ihr im Deutschen Opernhaus verliebene Gewandung gibt mit der Schmutzlerkneipe das beste Bild. Nur hätte es sich empfohlen, bei der Inszenierung auf das Zuständliche, wie es Prosper Mérimée in seiner, dieser Bühnenhandlung zugrunde gelegten Novelle geschildert hat, mehr zu achten. Einer „Salon“-Zigeunerin ist auch die Hartmannsche Carmen nicht ausgewichen, und das ist schade. Sonst aber kann man mit ihr zufrieden sein. Allzu stürmische Zeitmache werden, weil sie der Carmen-Musik nicht immer zuträglich sind, sich künftig vermeiden lassen.

Daß Herta Stolzenberg für die Titelfigur alle Erfordernisse besäße, war nicht recht anzunehmen, da weder ihre Stimme noch Erscheinung hinreichen. Um so angenehmer war man überrascht; denn die Darstellerin verstand es, das heißblütige Naturell der Carmen überzeugend zur Geltung zu bringen. Die leidenschaftliche Szene im Schlaft war eine starke Leistung vom schauspielerischen Standpunkt. Hier bewährte sich auch Karl Gontner als Don José, für den er an passender Stelle einige naturalistische Farbentöne mitbrachte. Zulu Kaesser (Micaëla) und Julius Koether (Escamillo) befriedigten. Das praktische Schmutzlerquintett geriet gut. Unter den Zigeunersarbeiterinnen, Schmutzlerinnen,

Der Gang der Saksie.

Ein Roman aus dem modernen Aegypten.

Von Willi Seidel.

Die Sonne lag, wie immer, funkelnd auf dem Durrastroh der Dächer; die Palmen standen still im grellen Tag; aus den benachbarten Hütten drangen — groß, ungeschlacht und scherglast herausgebrüllt — die Stimmen der Leute. Dort und ringsum behagte sich dies arme, bedürfnislose Volk an seinen tierischen Spägen; Daud sah im Geist zum erstenmal durch all die Lehmwände tief hinein in die ungeschlachteten Seelen — das war die Welt, das war seine Welt!

Ein Hund heulte auf. Unter kreischendem Gaderen flogen Gassen über die Gassen. In der Höhe kitzelten die Rufe der weißen Geier, die von Der-el-Vari herüberflogen und zu dritt und viert anstülpern über dem Dorze freisten.

Daud ging langsam zur Türöffnung und sah die Gasse hinunter. Schmutzige, diebäugliche Kinder vergnügten sich dort am Scherbenspiel; der Firt des schlechtgetalkten Schesgrabes stand wie entrückt in der lodernen Bläue. Es war so still, so bienensang, so grillenschreistimm, hitziger Dunst bedrängte die Felder, und läppigstrogend zog sich ein Kranz von grünem Grund um den Schbereich. Doch und fern sang die leilig zwischernende Gaubenerle und wob ihr einsames, duldsames Lied in die weiße Sonnenstille des Tages. Und dieser Tag glich jedem beliebigen der früheren Tage, die ihm, in unabsehbarer Kette, gleich hitzig und gleich feierlich vorangegangen waren!

Mit plötzlichem Entschluß rührte Daud an Stirn, Brust und Augen und schritt hinweg. Eine zögernde, bekümmert gemurmelte Frage verklang hinter ihm; doch er wandte den Kopf nicht zurück. Ueberall, wo er Leute sah, grüßte er mit großer Gebärde, und sie blühten ihm verwundert nach.

Als er an der Saksie vorüberkam, tat sie einen kleinen Laut, ein Anrischen in einer fragenden Klangkurve, und blieb dann wieder stehen. Der Büffel hatte sich gerührt und mit dem Raden gequack. . . . und so entstieg dem Holzwerk jener verlorenen Laut, der einzige, der Daud nachklang, so als wäre bei seinem Begleiten etwas geborsten, als hätte

etwas aufgehört, für immer, ganz und gar, und käme nie wieder.

Ein Wiedehopf strich quer vor ihm über den Weg. . . .

Der Mann mit den Tieren.

Daud sah auf dem geschorenen Rasen im Volkspark zu Gezir, und vor ihm sah das höhere Wesen und schwieg. Er war damit beschäftigt, Klarheit über das zu gewinnen, was er selbst, und Klarheit darüber, wo er war.

Mittlerweile sah er mit Jane, von dem ärmlichen Kairo abgehenden, in einem grünen, vielfältigen Ayl. Schüler der El-Ahgar-Moschee in grauen oder olivfarbenen Baumwollmänteln wandelten diskutierend vorüber. Gruppen von fetten Levantinerkindern lärmten. Ein Sonnenbruder mit einem schäbigen Larbusch reparierte seinen Stiefel. Eine Klasse von französischen Knaben haßte und balgte sich unter Aufsicht zweier rotbärtiger Jesuiten, die schwarz im Schatten eines Feigenbaums hockten und leise, vielleicht nicht ganz gottgefällige Gespräche führten.

Der Garten war wie ein Teppich. Die Farben überboten einander. Durch das gleichgültig graue Kadellaub der Kasuarinen und Zamarisken blutete das satte Karmin der Hibiskusfelde; im gelben Blütenstimmern der Mikazien schimmerte das Vio der Vanilinen; Fächer-, Pläsch- und Kokospalmen schufen einen letzten Zusammenhang mit ihren lichtgrünen und dunklen, edelgefiederten Bedeln, deren Rhythmus an sonnendurchfunkelte Wasserfälle gemahnte. Epkomoren und Zitrusformen schlossen sich zu breiten Hintergründen, und süßer Duft von Zataranda und Limonenblüte füllte den ganzen Garten. Jener große, hellbraune Falter mit schwarzweiß gefleckten Flügelspitzen, der zuweilen durch eine staubige Großstadtgasse wie ein kleines tropisches Wunder schaukelt, sah hier und da an den sprudelnden Böckern der Springschlänge, die sich wie riesige Schlangen durch das Gras ringelten.

Plötzlich brach das höhere Wesen mit seinem keisen Singesang ab und sah seinen Beschützer herausfordernd mit den hellgrauen strengen Augen an. Offenbar wünschte es nach Hause gebracht zu werden.

Hinter der Hibiskushecke, die den Garten umschloß, war ein unablässiges Geräusch gewesen, das nur gebrochen und leise in den Pflanzensrieden gedrungen war. Als Daud nun

Straßenjungen und Zigeunern wollten einem die wenigsten so recht spanisch vorkommen. Das Ballett paßt an keiner Stelle. Es ist eine Konzeption an die Schaulust der Menge, für die es geschrieben und nun gegeben wurde — weiter nichts. . . .

Konzerte.

Das siebente Sonntag-Konzert des Verbandes der freien Volkshäuser war so recht danach angetan, den Geist der Hörer weit von der Schwelle der Gegenwart zu Jahrhunderte hinter uns liegenden Zeiten hinwegzuführen. So lang ist es nämlich her, als in deutschen Landen neben dem einstimmigen Volksliede der mehrstimmige Kunstgesang blühte. Die drei bis siebenstimmigen Gesänge haben eigentlich nur noch eine lose Verwandtschaft mit dem Madrigal, wie es von Italien zu uns kam. Deutsche Musiker verarbeiteten in dieser Form deutsche Volkslieder mit ihren Melodien zu mehrstimmigen Chören. Dabei brauchte denn das deutsche Gemüt und Wesen nicht zu kurz zu kommen. Und so liegt ein eigener Reiz über diesen Gesängen, die oft ein sehr kompliziertes Singspiel aufweisen und zu ihrer völligen Beherrschung ein großes Maß von Gesangsstärke erfordern. Vereinigungen, die sich deren Pflege zur einzigen Aufgabe gemacht haben, bestehen ja mehrere. Am Sonntag hatte sich der von Professor Karl Ziel geleitete Madrigalchor des Königl. Akademischen Instituts für Kirchenmusik in den Dienst der Konzertgeber gestellt. Liebe, frohe Geselligkeit, Wanderlust in Ernst und Scherz bilden den Inhalt der Lieder. Inbrünstige Heimatlänge wetteifern mit derfröhlicher Laune.

Wie aber damals aller Kunstgesang fast ausschließlich auf häusliche Pflege sich beschränken mußte, so wurde auch, zu gleichem Zweck, die Kammermusik hervorgerufen und von unseren bedeutendsten Meistern ausgebaut. An Stelle der menschlichen Stimmen treten hierbei die verschiedensten Saiten- und Blasinstrumente, auch das Clavichord und Klavier, jedes, bald solistisch, bald mit andern vierstimmig verbunden. Diesmal ließ die Kammermusikvereinigung der Igl. Kapelle mit Robert Kahn, dem feinen Virtuosen und Lieberkomponisten am Klavier, ein Quintett von Beethoven aus dessen erster Schaffensperiode, sowie ein Trio von Weber im Theateraume der Volkshäuser aufleben unter dem wunderbaren Spiel kunstgewohnter Hände. . . .

Kartoffeln in der Schale.

Neben dem Brot bilden Kartoffeln unsere Hauptnahrung. Immer wieder rufe man sich ins Gedächtnis, daß bei geschälten Kartoffeln 20—25 Proz. Nährstoffe mit der Schale und durch Auswaschung verloren gehen. Außerdem läßt sich eine gut gekochte Vollkornkartoffel gar nicht mit einer geschälten vergleichen, was den Wohlgeschmack anbelangt, aber man gebe sich auch die Mühe, sie richtig zu kochen!

Die gutgewaschenen Kartoffeln werden mit kaltem Wasser aufgesetzt. Nachdem sie einige Minuten gelocht haben, wird das Wasser abgeseigt, nochmals kochendes Wasser aufgesetzt und Salz dazugegeben. Nachdem sie fast gar sind, werden sie ganz trocken abgeseigt, zwei bis drei Minuten unter beständigem Schütteln offen abgedampft, dann fest zugedeckt. Auf ganz kleiner Flamme noch fünf Minuten ziehen lassen, wobei man sie mehrmals schüttelt. Möglichst sofort gebe man sie dann auf den Tisch.

Werden die Kartoffeln im späten Frühjahr beim Kochen blau, so tut man einen Teelöffel Essig ins Wasser, ebenso kann man gekochte heiße Kartoffeln stundenlang gut erhalten, wenn man sie mit einem halben Teelöffel Zucker kocht.

Sehr mehrfache große Kartoffeln zerfallen leicht von außen und bleiben in der Mitte hart. Dilem! Liebestunde kann man leicht abhelfen, wenn man sie vor dem Kochen mit einer Spindnadel einige Male durchsticht, worauf sie ganz gleichmäßig kochen. (A.)

Notizen.

— Meyerheims Vermächtnis an die Nationalgalerie. Aus dem Nachlaß Paul Meyerheims sind ein paar hervorragende Werke Menzels und der Dynastie Meyerheim in die Berliner Nationalgalerie gekommen. An Wert oberhan steht Menzels Aquarell der Cornelia Meyerheim, ferner erhielt die Galerie vier Werke der Familie Meyerheim, in der neben dem Vater Eduard dessen beiden Söhne Paul und Franz als Maler tätig waren.

— Prof. Dedekind †. In Braunschweig ist der bekannte Mathematiker Professor Richard Dedekind im Alter von 83 Jahren gestorben. Sein Werk „Was sind und was sollen die Zahlen?“ ist in der ganzen Welt verbreitet.

Hand in Hand mit Jane aus dem Tor trat, überkam ihn wieder, wie bei seiner Ankunft in dieser Stadt, ein kleiner Schauer, der mit unbestimmt süßen und lähmenden Erwartungen gefüllt war.

Es war die Stunde, wo ganz Kairo auf dem Weg nach Gize unterwegs ist. Die Kolonnen der Droschken waren einander dicht auf den Fersen, um an einem bestimmten Punkt weiter draußen umzukehren und durch das orangefarbene Abendrot auf denselben Wege zurückzufahren. Ein Gefährt schluckte den Staub des anderen; in jedem sah eine Familie aus dem Kaufmannsstand, griechischer, italienischer und französischer Herkunft, und schönste Lust.

Die Hitze flaute ab. . . . nun regten sich diese Damen in ihren Häusern, wo sie bis zu dieser Stunde wie schönshillernde Schnecken vegetiert hatten. Sie preschten die fetten Körper in Korsetts und enge seidene Röcke. Sie bekleideten die Köpfe mit Straußfederhüten von allen Farben, und über den runden Handgelenken, die beim Spiel mit den schwarzseidenen Fächern sichtbar wurden, kitzelten Ketten und Bracelets. Die Handgelenke trugen einen kleinen Einschnitt am Aufsat, eine kleine rührende Falte im prallen Speck, wie bei jungen Wiegenskindern. . . .

Die Gesichter dieser echauffierten Jüdinnen blühten rosig in Schminke. Eine anämische Müdigkeit zog einen kleinen Galzkreis herausgeprehter, schlaffer Fleischpolster um das auf steilem Busen ruhende Kinn, und die schwerbewimperten, zuweilen sehr schönen Augen waren stets auf lebhafter Wanderschaft. Alle südlischen Sprachen schwirrten in raschen Bruchstücken auf. Eine Kaskade von silbernen und gutturalen Schwapptönen sprang aus den Wägen, in denen die Frauen mit ihren jungen, gleich blutlosen und sinnlichen Kindern saßen, Anie an Anie: kleine Kolonien eingezirkelt-animalischer Menschheit, die einen Dunst von Parfüm und zusammengehacktem Reichthum von sich strahlten. . . . Die Mütter lauten an ihren schwarzen Schnurrbärten; sie lagen breit in den Wägen, die prallen Bäuche von leuchtendem Planell umspannt, weiße Schuße an den Hüften und Schulter an Schulter mit den Weibern; und zuweilen warfen sie den gegenüberstehenden Kindern Bemerkungen in heiserem Zonfall zu, auf ihre Art wichtig, und stießen Zigarettenrauch aus den marlant aufgeblähten Nasen. (Fortf. folgt.)

